Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Landes-Zeitung. 1870-1918
1897

214 (14.9.1897) Badisches Unterhaltungsblatt, Nr. 211

Visual Library

Nr. 211. **Karlsruhe, Dienstag, den 14. September** **1897.**

Nachdruck der Originalaufsätze des Unterhaltungsblattes ist untersagt.

Radfahrer. (15)

Humoristischer Roman von Heinrich Lee.

(Nachdruck verboten.)

So fuhren Vater und Sohn am nächsten Sonntag, als schönes Wetter war, nur in den Georgsgarten, den schönen gepflegten Park. Die Spaziergänger strömten an ihrem Wagen vorbei und zogen durch die von riesenhohen Pappeln umsäumte Allee in die Nachbardörfer, wo die Gartenwirtschaften schon für ihre Aufnahme bereit waren. Vater Baumann's Augen folgten dem Strom, ohne daß er etwas dazu sagte. Max dachte nicht mehr an die Versammlungen und Zeitungen, sondern er dachte nur daran, wie er seinen Vater, ohne sich von ihm zu trennen, auf's Land schaffen konnte. Er blieb ein guter Sohn. — — —

Mit gesenkten Köpfen trotteten die beiden Braunen auf der Landstraße hin. Es war das einzige Fuhrwerk, das darauf zu sehen war. Ganz von ferne, dem Wagen entgegenkommend und eine Staubwolke hinter sich, tauchte jetzt ein Radfahrer auf, der mit großer Vehemenz immer näher rückte.

Die Kutscher in der Stadt waren den Radlern nicht grün. Auch Max hatte gegen die Stahlroßleute eine Abneigung. Wenn er im Trab fuhr und ein Radfahrer hinter ihm überholte ihn so mühelos, als wäre sein Fuhrwerk eine Schnecke, so kam ihm das wie Spott auf seine Braunen vor und er ärgerte sich darüber. Wenn die neue Mode so weiter um sich griff, dann brauchte die Menschheit am Ende überhaupt keine Wagen und keine Pferde mehr, höchstens noch Fracht- und Gepäckwagen, und Max fühlte sich kollegialisch in die Haut der Droschkenkutscher und der Herrschaftlichen hinein. Auch bäumte er sich auf, daß ein Kutscher auf dem Fahrdamm nun noch mehr aufpassen sollte, als bisher. Vor allem aber stachelte es ihn, daß so ein teueres Ding sich eben nur ein Reicher wieder kaufen konnte. Glitt im Straßengewühl seinem Wagen ein solcher Mensch auf dem Rade entgegen, so that Max, als existierte dieser Mensch nicht, und es war sogar manchmal zweifelhaft, ob er seine Zügel nicht absichtlich so anzog, daß der Wagen mit dem leichten Ding zusammengeriet. Max schimpfte und fluchte dann noch hinter dem Radler her. So sah er auch jetzt schon von weitem den Fahrer auf sich zugesteuert kommen.

Der Fahrer wollte an dem Fuhrwerk, ohne sich erst den Kutscher dabei anzusehen, vorbei.

„Nanu, Du kennst mich wohl schon nicht mehr", rief ihm der Kutscher von seiner Kiste zu.

Der Fahrer sah zu dem Rufer auf.

„Max!" rief er zurück.

Max hielt die Pferde an und der Fahrer sprang mit einem schnellen Satz aus dem Sattel. Es war Alexander. Er streckte Max seine Hand hinauf.

„Wie geht es Dir?" fragte er.

„Bist Du auch ein Strampelbruder geworden", fragte Max und ließ seine höhnischen Blicke über das Fahrzeug gleiten; „einen reichen Vater hast Du ja dazu, bist ein feiner Herr und kannst Dir so was leisten."

Einst hatten die beiden jungen Männer, so lange Alexander's Vater noch lebte, als Kinder zusammen auf dem Speicher gespielt, bis sie die Wendung in Alexanders Lebensschicksal von einander trennte. Wenn sich die einstigen Spielkameraden dann wieder einmal trafen, so war Alexander nicht stolz. Seit Max sich aber mit den Versammlungen und den Zeitungen beschäftigte, sah er in dem ehemaligen Freunde nur einen abtrünnig gewordenen, der in das Lager der Gegner übergegangen war. Alexander hatte keinen Arg gegen den Freund und sein Gruß war immer ehrlich gemeint.

„Du irrst Dich", erwiderte er ruhig, „das Rad gehört nicht mir!"

„Nicht? Na, dann nimm's nicht übel, ich denke, Du bist auf dem Bau, und nachher sollst Du auf die Universität."

Auf dem Bau bin ich nicht mehr und studieren werde ich auch nicht", erwiderte Alexander.

„Baumeister ist doch was feines. Willst Du denn nu' was anderes werden?"

Alexander erzählte dem Freund seine Geschichte. Nur von seinen Zukunftsplänen sagte er nichts. Je weiter er sprach, desto unverhohlener trat ein Zug schadenfroher Befriedigung in Maxens Gesicht hervor. Alexander gewahrte nichts von diesem Zug. Er suchte in dem Menschen nichts schlechtes und weil er es nicht suchte, fand er es auch nicht.

„In die Fabrik gehst Du?" sagte Max, da bist Du auch weiter nichts mehr als ein Arbeiter."

Verwundert sah Alexander ihn an.

„Ein Arbeiter", erwiderte er. „Was soll ich denn sonst sein? Arbeiter sind wir doch alle."

„Ich meine, da bist Du einer von uns, von unserer Partei."

Jetzt verstand Alexander seinen Freund.

„Um Politik bekümmere ich mich nicht", antwortete er ruhig.

„Dazu bist Du wohl zu vornehm?" sagte Max.

Seit den wenigen Augenblicken, daß Max in seinem Freunde nicht mehr einen gesellschaftlich über ihn Gestellten sah, verlor sich auch in ihm die äußere, wenn auch hämische Rücksicht vor demselben. Mit seiner Genugthuung, daß der Freund nun ungefähr dieselbe Stufe wieder einnahm, auf der er selber stand, verband sich in ihm die Erkenntnis, daß Alexander mit seinen in dem guten Bürgerhause gelernten Manieren, mit seinen überlegenen natürlichen Gaben und mit seiner vornehmen Gesinnungsart trotz allem ein Höherer war und blieb als er selbst.

„Ich weiß nicht, was Du meinst", entgegnete Alexander befremdet.

„Du willst halt ein Feiner bleiben", höhnte Max.

„Was sprichst Du denn? Was willst Du denn von mir?“ sagte Alexander verständnislos.

Alexanders Ruhe und Unschuldsgefühl reizte Max nur noch mehr.

„Wenn Du denkst, Du bist noch immer was nobleres und was besseres als wir“, sprach er, „dann sieh blos zu, daß sie Dir in der Fabrik das nicht austreiben. Wie auf der Universität sind sie dort nicht.“

„Jetzt verstehe ich Dich“, sagte Alexander nach einer Pause und eine kalte Verachtung malte sich auf seinem Gesicht, „Du bist neidisch auf mich gewesen und jetzt kommt es aus Dir heraus. Du willst mich kränken. Dann ist es besser, wir reden nun nicht weiter. Adieu!“

Ohne eine Antwort seines gewesenen Freundes abzuwarten, umfaßte Alexander die Lenkstange, schwang sich wieder in den Sattel und fuhr davon. Max sah ihm, etwas murmelnd, nach. Hätte Alexander ihm eine schroffe Antwort gegeben — Max hätte sich aus seiner häßlichen Aufwallung vielleicht wieder zu sich selbst zurückgefunden. Er dachte aber nur noch an die verächtlich herabgezogenen Mundwinkel von Alexander und das verließ ihn nicht mehr.

„Hüh!“ rief er, und seine Stimme hatte einen anderen Klang als sonst. Die Braunen zogen an, knirschend unter ihrer Last setzten sich die Räder in Bewegung und der Wagen rollte der Stadt zu.

Alexander hatte seine Stellung bereits angetreten. Das Knoll'sche Comptoir lag inmitten der Fabrikanlagen in einem besonders dazu eingerichteten niedrigen Gebäude und im Erdgeschoß, vor dessen drei Fenstern ein kleiner viereckiger, eingezäunter und mit einem Springbrunnen versehener Garten sichtbar war. Immer lehnten am Gartenzaun einige blinkende Räder, die ihre Besitzer zur Reparatur hergebracht hatten oder die sie sonst hier stehen ließen, um im Comptoir oder in der Fabrik oder auch in den Verkaufsräuuen, die auf der Straßenseite lagen, eine Besorgung zu erledigen.

Als Alexander eintrat, war Herr Knoll noch nicht da und ein junger Mann, der gerade mit einem Herrn und einer Dame, beide in Radanzügen, im Gespräch war, hieß ihn warten. Der Herr, ein kleiner Mann mit blondem Spitzbart und einer goldenen Brille, wurde von dem Comptoiristen „Herr Doktor“ tituliert und die junge, ebenfalls kleine Dame „gnädige Frau“. Beide standen vor dem mit einer Kopierpresse, Musterbüchern und sonstigen Bureaugegenständen vollbepackten Comptoirtisch. Die Dame war sehr erregt.

„Ich fahre überhaupt nicht mehr,“ sagte sie, „mag mein Mann allein fahren. Wir haben blos jedesmal Pech. Gleich heut früh. Da stellt sich mir vor unserem Hause ein ungezogener Junge in den Weg, absichtlich, und wie ich ihn umfahre, gleich war der Auflauf fertig und die rohen Menschen herum und dann hat uns noch ein Schutzmann aufgeschrieben. Er hat einen roten Bart gehabt. Ich fahre nicht mehr. Wenn mein Mann nicht Hausarzt bei Herrn Knoll wäre und er hätte nicht die Räder von ihm blos aus Anstand und aus Rücksicht gekauft, wir würden überhaupt nicht fahren. Für das Geld, was die Räder uns an Reparaturen jetzt schon kosten und was wir schon an Andere haben ersetzen müssen, dafür hätten wir alle Tage Droschke erster Klasse fahren können. Mein Mann sagt noch, es ist gesund und jetzt schreibt er eine Broschüre darüber. Jetzt will er jede Krankheit mit Radfahren kurieren. Aber ich weiß nicht, was daran gesund sein soll, wenn man fortwährend in Lebensgefahr ist.“ „Das sag' ich Dir, Anton,“ — bei diesen Worten wandte sich die Dame an ihren Gatten — „das ist, wenigstens an meinem Rade, die letzte Reparatur, die wir bezahlen. Kommt noch einmal das Geringste daran vor, dann verkaufst Du die Räder alle beide. Am besten wär's, wir fahren nur, wenn's regnet, dann fahren keine Anderen und man hat Platz und Ruhe dazu.“

Wie ein Wasserfall rauschte diese Rede aus dem Munde der erhitzten Dame. Ihr Gatte versuchte dann und wann, ein „Erlaube“ oder ein „Ich bitte Dich“ einzuwerfen, aber der Wasserfall rauschte darüber hinweg. Der Komptoirist machte einige lächelnde und begütigende Zwischenbemerkungen und auch die andern Komptoiristen sahen erheitert zu der Dame herüber, aber die Dame fuhr, ohne sich in ihrer Leidensklage unterbrechen zu lassen, weiter fort und Alexander entnahm aus ihrer Erzählung, daß das Ehepaar bei einer Wagenfahrt durch die Erlenriede soeben einen heftigen Zusammenstoß mit einem anderen Radfahrer erlitten hatte, wobei ihre Maschine an den Vorderrädern Schaden genommen und deshalb zur Reparatur draußen standen.

„Wann werden sie denn fertig sein?“ fragte die Dame.

„Morgen Vormittag, gnädige Frau,“ erwiderte der junge Mann.

„Erst so spät, wir wollten heute Nachmittag nach dem Eselsturm.“

„Eher geht es nicht, gnädige Frau; wir haben noch eine Masse anderer Reparaturen. Die müssen alle der Reihe nach gehen.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Bär in den Alpen.

Scarl in Graubünden, Anfang September.

Der Tag der Eröffnung der Gemsenjagd in Graubünden, der 1. September, hat den Schweizer Jagdfreunden, wie in früheren Jahren, so auch in diesem, die freudige Gewißheit gebracht, daß der Bär auf Schweizer Boden noch nicht ausgestorben ist. Drei Gemsenjäger des zwei Stunden von Schuls-Tarasp sich öffnenden Uina-Thales trafen im Morgengrauen auf eine ganze Bärenfamilie: ein Männchen, ein Weibchen und ein Junges. Es gelang den Jägern, die Bärin zu erlegen, die beiden anderen Familienglieder entkamen.

Die vor einiger Zeit in der schweizerischen Jagdzeitung „Diana“ entwickelte, auch in die deutsche Presse übergegangene Ansicht, daß der Bär in der Schweiz in der Entartung begriffen sei wegen der durch die verminderte Anzahl der Tiere bedingten Inzucht, des Mangels an Fleischnahrung, der gesteigerten Verfolgung u. s. w., findet in dem am 1. September geschossenen mächtigen Tiere keine Unterstützung. Dasselbe zeigt einen kräftigen, wohlentwickelten Gliederbau. Auch der im Herbst 1895 in der Nähe von Tarasp getötete Bär, ein wahres Prachtexemplar, das in der Halle des Gasthofs Belvedere zu Schuls in vorzüglicher Bearbeitung zu sehen ist, läßt von einer Entartung dieses Tiergeschlechts nichts erkennen. Ueber den Bären in der Schweiz, seine Ausbreitung, seine Lebensweise u. s. w. haben wir in deutschen Blättern nicht selten unzutreffende Mitteilungen gefunden, sodaß es manchem Leser nicht unerwünscht sein dürfte, von den Angaben Kenntnis zu nehmen, die dem Schreiber dieser Zeilen auf seinen vieljährigen Wanderungen in Graubünden von zuverlässiger Seite über den Bären in diesem Teile der Schweiz gemacht worden sind. Zunehmende Besiedelung und wachsender Verkehr auch in den entlegenern Alpenthälern haben das größte Raubtier der Alpen gezwungen, sich in die hintersten Thäler, in die dichtesten Bergwälder zurückzuziehen. In Graubünden findet sich der Bär in der Hauptsache wohl nur noch im Unterengadin. Namentlich das bei Schuls-Tarasp sich öffnende wilde Scarl-Thal mit seinen Seitenthälern, in denen dichter Wald die Abhänge bedeckt, ist als Aufenthalt des Bären bekannt. Derselbe ist in den Alpen heute völlig zum nächtlichen Raubtier geworden. Am Tage liegt er in seiner Höhle oder im Dickicht der wild verwachsenen Bergwälder. Erst bei Anbruch der Nacht wagt er sich hervor, um seine Nahrung zu suchen. Wenn das Tageslicht kommt, zieht er sich in sein Versteck zurück. Diese Lebensweise bedingt es, daß grade die Gemsenjäger, die nach Mitternacht zu den Standplätzen der Gemsen aufbrechen, des Bären mitunter ansichtig werden und zum Schuß kommen. Die Nahrung des Alpenbären mag hauptsächlich aus Pflanzenkost, namentlich aus den in den Alpen in unendlicher Menge anzutreffenden Waldbeeren bestehen; ganz unter die Vegetarianer ist aber Meister Petz noch lange nicht gegangen. Wenn man in den Gebirgskantonen der Schweiz von Jägern mitunter die Behauptung aussprechen hört, der Bär sei nahezu unschädlich, da er heutzutage nur noch wenig Fleischnahrung zu sich nehme, so liegt hier eine wissentliche Unrichtigkeit vor, die vielleicht darauf zurückzuführen ist, daß die betreffenden Personen für die Erhaltung des Bärengeschlechts auf Schweizerboden Stimmung machen wollen. Noch immer umschnuppert der Bär nächtlicherweile die Ziegenställe und Schafhürden in den Hochalpen des Unterengadin. Wehe der Ziege oder dem Schaf, das sich von der Herde verirrt hat und vor Einbruch der Dunkelheit von dem Hirtenbuben nicht mehr zurückgebracht worden ist. Es fällt dem auf Raub ausgehenden Bären zum Opfer, wenn der gierige Meister Reineke, der in den Alpen seinen Geschlechtsgenossen des Flachlandes an Größe und Kraft übertrifft, nicht schon zuvorgekommen ist.

Wie oben angedeutet, giebt es viele Schweizer, die den Bären, das Wappentier mehrerer Kantone, nur ungern in ihrer Heimat aussterben sehen würden. Hat sich doch seinerzeit, als in der gesetzgebenden Körperschaft des Kantons Graubünden das Jagdgesetz zur Erörterung stand, eine Stimme erhoben, welche die Schußprämie auf Bären eingeschränkt, am liebsten abgeschafft wissen wollte, „damit dem Lande die Art erhalten bleibe.“ Wir halten die Besorgnis, daß die Familie Ursus in Graubünden vor dem nahen Aussterben stehe, nicht für begründet. Wer von der Höhe des Cruchetta-Passes die prachtvollen Arven- und Lärchenwälder

der weiten Scarl-Thales überblickt hat; wer in das mit dichten Legföhren überwachsene Bärenthal Val Mingér eingedrungen ist, wo das Raubtier ungestört seinen Winterschlaf halten kann; wer die totenstille Poststraße über den Ofenpaß gewandert ist und hineingesehen hat in die undurchdringliche Waldwildnis des Val Cluozza und in das Waldmeer, das sich vom Ofenpaß nach Italien hinein bis gegen Bormino erstreckt; und wer endlich den wundersamen Pfad kennt, der sich vom Ofen-Wirtshaus durch die schauerlichen Einöden des Spöl nach Livigno hinzieht, mit den zu beiden Seiten sich öffnenden grausig-wilden Schluchten, die kaum eines Menschen Fuß betritt, der wird mit dem Schreiber die Ansicht teilen, daß dem Bären hier ein Gebiet zur Verfügung steht, in dem er sich noch viele Jahrzehnte erhalten kann. Bei seiner Neigung zur fortwährenden Wanderung möchten wir sogar der Ansicht Ausdruck geben, daß die sofortige Ausrottung des Bären in den schweizerisch-tirolischen und italienischen Grenzgebieten, selbst wenn man sie planmäßig betreiben wollte, auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen würde. (Köln. Ztg.)

Eine Telephonstadt.

Aus Stockholm wird den „Berliner Neuesten Nachrichten" geschrieben: In keiner Stadt der Welt hat das Telephonwesen eine so großartige Ausbreitung und eine so allgemeine Anwendung gefunden wie in der schwedischen Hauptstadt. Man findet das Telephon hier überall, der kleine nützliche Apparat folgt Einem auf Schritt und Tritt, man trifft ihn nicht nur in jedem Hause, in jedem Café und Restaurant, sondern auch die kleinste Bierstube, der unbedeutendste Weinkeller in den Vorstädten ist mit einem Telephon versehen. Auf diesem Gebiete ist Stockholm eine Weltstadt ersten Ranges. Es existiert kein Land, in welchem diese Erfindung so sehr ins allgemeine Leben eingreift und wo die Bevölkerung aller Gesellschaftsklassen so schnell sich dieselbe nutzbar gemacht hat. Das Telephon ist in Stockholm nicht nur auf die Geschäftswelt beschränkt, sondern es hat sich zu einem unentbehrlichen Bedarfsartikel des Privatlebens ausgebildet. Die kleinsten Budiken in den Markthallen haben ihr Telephon, man findet dasselbe in den kleinen Wasserkiosks, die in ganz Stockholm zerstreut sind, im „Hotel Rydberg", dem elegantesten Gasthofe der Stadt, ist jedes Zimmer mit einem Telephon versehen, ja selbst die Dampfboote verfügen über diese Apparate. Wenn z. B. die Göta-Kanal-Dampfboote von Stockholm abgehen, wird die Verbindungsschnur angeheftet, und man kann dann von der Kajüte des Kapitäns nicht nur mit der Stadt selbst, sondern auch mit ganz Schweden korrespondieren, ja sogar über die Grenzen des Landes hinaus, nach Christiania und Kopenhagen. Ueberall sieht man hier die Tausende feiner Kupferdrähte, die über die ganze Stadt ein wahres Netz ausbreiten, oder in großen Bündeln vereinigt neben den elektrischen Kabeln unter den Straßen liegen. Es finden sich hier augenblicklich mehr als 14 000 Telephone, eine Zahl, die noch in steter und rascher Steigerung begriffen ist. Hiezu kommt noch, daß Stockholm neben Paris die einzige Stadt ist, die ein vollständiges doppeldrahtiges System besitzt, wodurch ja bekanntlich die Stärke und Reinheit des Lautes bedeutend gewinnt. Die Länge der Leitungen beträgt mehr als 18 000 Kilometer, und man berechnet, daß durchschnittlich 100 000 Gespräche täglich durch die Zentralstation besorgt werden, oder mit anderen Worten, daß jeder dritte Stockholmer ein Gespräch per Telephon täglich führt. Fragt man, wie es möglich sei, daß das Telephon hier eine so enorme Verbreitung gefunden hat, so müssen die Ursachen teils in der vorzüglichen Beschaffenheit der Apparate und Leitung, teils auch — und das ist wohl die Hauptsache — in dem außerordentlich billigen Preise gesucht werden. Die allgemeine Telephon-Aktien-Gesellschaft, die an der Spitze des ganzen Telephonwesens Schwedens steht und deren Telephonturm über die Stadt so weit emporragt, daß er von weiter Ferne schon erblickt wird, kann als Muster derartiger Unternehmungen bezeichnet werden und wird auch von fremden Technikern und Fachleuten als solches anerkannt.

Verschiedenes.

Ein hübsches Geschichtchen aus dem Manövergelände meldet die Post aus dem Vogtlande. Kommt da in dortiger Gegend gelegentlich der Einquartierung ein schneidiger Lieutenant in das Haus eines Dorfpfarrers. Der Herr Lieutenant wird natürlich mit der ganzen Liebenswürdigkeit nnd Gastfreundschaft eines biederen sächsischen Landhauses empfangen, mit in die Familienstube gebracht und dort erregt er das allergrößte Interesse des kleinen 2-jährigen Töchterchens der Pfarrersfamilie. Die Kleine ist ganz entzückt über die bunte Uniform des Lieutenants. Der schneidige Jünger des Mars fühlt sich auch nicht wenig geschmeichelt, daß das kleine Kind solches Interesse an ihm nimmt und indem er der Kleinen die Hand bietet, richtet er belustigt die Frage an sie: „Na, Kleine, findest wohl auch schon Geschmack an zweifarbigem Tuch?" Strahlend sieht die Zweijährige den Herrn Lieutenant an, zeigt mit dem Händchen auf ihn und ruft unter Jauchzen das inhaltsschwere Wort: „Bieftäger!" — Die einzige Person in Uniform, die die Kleine bis jetzt gesehen hatte, war der Briefträger gewesen; der Herr Lieutenant soll aber nicht ganz entzückt davon gewesen sein, daß er den Eindruck, den er auf die kleine Dame machte, einem Jünger seines Kameraden Podbielski verdankte.

Schade. Eine drollige Anekdote wird von dem ehemaligen preußischen Kriegsminister v. Bonin erzählt. Als sich Aristarchi Bey, der verstorbene frühere türkische Botschafter, um die Hand einer Tochter des Kriegsministers v. Bonin bewarb, sagte dieser, welcher mit Töchtern gesegnet war: „Wie viel wollen Sie haben?" — „Exzellenz, ich bin ein Christ!" — „Schade!" sagte der alte Haudegen.

Ahlwardt, der Rektor aller Deutschen, besitzt, wie man weiß, jetzt einen Cigarrenladen in der Oranienstraße in Berlin. Er ist zwar politikmüde, kann aber den Antisemitismus doch nicht lassen und so hat er alle seine Cigarrensorten umgetauft und ihnen jüdische Namen gegeben: Er verkauft „Bleichröder Prima", weil Einer bleich wird, wenn er nur sechs Züge davon gemacht hat; „Cohn u. Co.", weil eine ganze Compagnie dazu gehört, um eine in Brand zu setzen; „Esau", weil sie duftet wie Linsenmus; „Simson", weil jede ein starkes Haar hat; „Josef", weil man damit in eine Cisterne gehen muß; „Daniel", weil man mit ihr die Löwen aus ihrer Grube vertreiben kann; „Noah", weil man einen Rausch haben muß, wenn man sie kauft u. s. w.

Tätowierte Berliner. Von einer sonderbaren Mode ward kürzlich aus Paris berichtet. Damen und Herren ließen sich tätowieren, und zumal Brautleute ließen zierliche Monogramme, von pfeilgetroffenen Herzen umgeben, in die zarte Haut sich einritzen. Seitdem im Passage-Panoptikum in Berlin das indisch-birmanische Dorf erstanden ist, kann man erkennen, wie jener Mode auch in Berlin gehuldigt wird. Einer der Leute, die das Dorf bevölkern, übt die Kunst des Tätowierens aus. Vor der Hütte dieses Birmanen wird es niemals leer. Damen und Herren heißen die Gelegenheit willkommen, eine Sache mitzumachen, die ihr lebhaftes Interesse erregte, als ihr Auftauchen aus den anderen Weltstädten gemeldet wurde. Die Schnelligkeit, mit der der indische Künstler die farbige Operation vollzieht, verstärkt noch die Neigung, sich ihr zu unterwerfen.

Das Publikum auf den Eisenbahnen. Die „Neue Zürcher Zeitung" schreibt: Das Publikum trägt selbst viel Schuld an den Verspätungen. Die monatliche Zusammenstellung der Verspätungen sagt, daß durch den Stations- und Fahrdienst 791 Verspätungen verursacht worden seien = 1/3 der Totalzahl. Die rühren nun zur Hauptsache daher, daß auf Stationen, wo viel Publikum einsteigt, dieses Einsteigen äußerst langsam vor sich geht. Jeder geht in einen Wagen; sind nicht mindestens noch zehn Plätze frei, so geht er wieder hinaus, sucht uud läuft hin und her, bis er meint, er habe den rechten Platz gefunden. Sehr oft läßt sich das Personal verleiten und es werden andere, leere Wagen geholt, während noch Platz genug vorhanden wäre, was wiederum Zeitverlust bedeutet. Ein fernererUebelstand, den man namentlich zur Zeit des Fremdenstroms beobachten kann, liegt darin, daß das Gepäck, das mit dem Zuge als sogenanntes Passagiergut gehen soll, erst in letzter Minute gebracht wird, sodaß sich dann die Berge türmen im Gepäckraum, wenn der Zug fahrbereit sein sollte. Bis Alles wieder eingeladen ist, vergehen abermals Minuten, die schließlich eine hübsche Summe zusammen ausmachen, wenn sich das zwei-, dreimal wiederholt. Die Bahnen können hier nur dadurch Abhilfe schaffen, indem sie erklären würden, zehn Minuten vor Abgang des Zuges werde kein Gepäck mehr angenommen. Ein weiterer Grund der Verspätungen liegt endlich in der schwerfälligen Weise, wie ein großer Teil der Reisenden aussteigt. Da sieht man Leute, denen es erst einfällt, daß sie aussteigen wollen, wenn der Zug bald wieder zur Abfahrt bereit ist.

Ein Wiener Stimmungsbild. Wie mißliebig Graf Badeni, der vielgenannte österreichische Ministerpräsident, auch bei den Wienern geworden ist, zeigt folgendes Geschichtchen, das man sich jetzt mit behaglichem Schmunzeln in Wien erzählt. Die Wiener Straßenbahnwagen sind fast stets überfüllt, und trotz aller Klagen ist bisher keine Abhilfe in dieser Hinsicht geschaffen worden, so kommt es, daß die Fahrgäste oft zwei und drei Straßen weiter fahren müssen, weil sie nicht rechtzeitig aussteigen können. Jüngst hat nun auch Graf Badeni die Straßenbahn einmal benützt. Aber auch Graf Badeni hatte das Mißgeschick, daß er sitzen bleiben und über sein Ziel hinausfahren mußte, da wie gewöhnlich der Wagen derart überfüllt war, daß man sich weder vorwärts noch rückwärts bewegen konnte. Als der Herr Graf nun einem Nebenstehenden sein Mißbehagen darüber äußerte, meinte dieser lächelnd: „Ja, lieber Herr, rufen's halt „Hoch Badeni", da sein's schnell draußen."

Tollkühne Kletterei. Eine verwegene Partie auf die 2988 m hohe Rosengartenspitze (Grödener Dolomiten) wurde am 3. d. M. von Herrn A. Munk aus Frankfurt mit den zwei Brüdern Rizzi, den bekannten Dolomiten-Führern, unternommen. Es sollte ein neuer, noch nie gelungener Aufstieg über die etliche tausend Fuß senkrecht aufsteigende Laurinswand versucht werden. Um durch nichts behindert zu sein, sendeten die drei Bergsteiger einen Führer mit Proviant, den Eispickeln und anderem auf einem leichteren Wege auf die Spitze, die sie um 1 Uhr mittags zu erreichen hofften. Um 4½ Uhr morgens hatten sie den Aufstieg begonnen: unter un-

geheuren Schwierigkeiten waren etwa zwei Drittel der Wand überwunden, als die Nacht hereinbrach und ein weiteres Klettern unmöglich machte. Es blieb nichts übrig, als die Nacht auf der Laurinswand zuzubringen. Von einander getrennt, erwarteten sie in Felsspalten unter großen Gefahren, von Hunger, Durst und Kälte gequält — die ganze Nacht ging dabei ein eisiger Regen nieder und wütete ein heftiger Sturmwind — dort oben den nächsten Morgen. Um 4½ Uhr morgens konnte die gefahrvolle Kletterei wieder fortgesetzt werden. Nach sieben Stunden wurde endlich der sog. Garten erreicht, wo sie den für sie niedergelegten Proviant fanden. Allein die drei Männer waren derart ermattet, daß sie gar nicht im stande waren, etwas zu sich zu nehmen. Sie traten sofort den Abstieg nach Perra an, wo sie auch glücklich ankamen. Die beiden Bergführer erklärten, daß sie diese Partie nie mehr, selbst bei noch so hoher Bezahlung, machen würden. Der dritte Führer, welcher ihnen den Proviant hinaufgetragen hatte, wartete oben einen halben Tag auf die drei Bergsteiger. Da sie nicht kamen, glaubte er, es sei ihnen ein Unglück zugestoßen, und kehrte nach Karersee zurück, von wo nun eine Hilfsexpedition ausgeschickt wurde. Von Vigo traf indeß bald die Drahtnachricht ein, daß die Vermißten endlich dort angelangt sind.

Die Puppen des Präsidenten Faure. Der Pariser „Figaro" beschreibt ausführlich drei Puppen, die der Präsident der Republik der kleinen Großfürstin Olga in einem Koffer, welcher das Monogramm und das Wappen der Beschenkten trug, von Paris nach Peterhof mitgebracht hatte. Die eine, ein Baby, kann eine ganze Rede halten und fünf Lieder singen. Die zweite ist eine hochelegante Pariserin mit vier erstaunlichen Toiletten und die dritte kann in vier charakteristische Landestrachten gekleidet werden, abwechselnd als Normannin, Arlesierin, Bretonin und Bearnerin, wobei auch der dazu gehörende Goldschmuck nicht fehlt.

Das russische Kaiserpaar auf der Zählkarte. Den Mitgliedern des Petersburger Statistiker-Kongresses wurde die Zählkarte gezeigt, die der Kaiser von Rußland für sich eigenhändig ausgefüllt hatte. Die einzelnen Rubriken der Karte lauten: „Name und Zuname: Nicolaus Romanow; Stand: Zar aller Reussen; welcher Beruf bildet die Hauptbeschäftigung: Herr aller Länder im russischen Reiche; welcher Beruf bildet eine Nebenbeschäftigung: Grundbesitzer und Landwirt." Für die Kaiserin hat der Kaiser diese Fragen folgendermaßen beantwortet: „Zarin aller Reussen; Herrin aller zum russischen Reiche gehörigen Länder; oberste Schutzfrau aller Frauenbeschäftigungs-Vereine."

Austernteuerung. Aus Paris wird geschrieben: Eine Schreckensnachricht ist hier eingetroffen: der Preis der Austern ist um das Vierfache gestiegen, die Winterstürme haben nach einer fachmännischen Schätzung die Austernbänke stark mitgenommen, und mehr als 30 Millionen Austern sind zu Grunde gegangen. Diese werden auf dem Markte fehlen, und der Abgang macht die Preise der Austern steigen wie der schlechte Ernte-Ausfall den Getreide- und Brotpreis zu unerschwinglicher Höhe emportrieb. Ein Blatt meint, daß eine Interpellation über „teure Austern" in der Kammer, wo man über alles interpelliert, sicher zu gewärtigen ist. Wenn man den Ackerbauminister Méline stürzen wolle, weil das Getreide im Preise gestiegen sei, müsse man wegen der Austernteuerung den Marineminister angreifen, da die Austern in dessen Ressort fallen. In jedem Falle werden Paris und die Gourmands anderer Städte heuer auf den Austerngenuß verzichten oder denselben viel teurer bezahlen müssen. Die Austernbänke sind an manchen Küsten vollständig zerstört. Ein Pariser Importeur erklärt, daß bereits in diesem Augenblicke das Tausend Marennes — das ist nicht die allerteuerste Qualität — um 20 Francs im Preise angezogen habe. Man kann sagen, daß die Produktion so gelitten habe, daß noch im nächsten Jahre die Folgen sich geltend machen werden, da der Ersatz für die umgekommenen Bestände sich nicht rasch bewerkstelligen läßt. Auch auf dem Austernmarkte wird Europa den amerikanischen Produzenten tributär werden. Amerika wird seine Austern herüberschicken, denn dort haben die Stürme nicht so gewütet wie auf dem alten Kontinent. Man kennt noch nicht die Preise, welche die Amerikaner fordern. Aber da sie wenig Mitleid kannten auf den Getreidemärkten, werden sie noch weniger nachsichtig sein auf dem Markte der Delikatessen. Das reiche Paris muß eben Austern haben wie das arme Paris das Brot haben muß. Der Austernkonsum von Paris beziffert sich auf 600 000 Stück per Woche.

Ein Riesenweib. Die Reisenden eines am 7. ds. im Pariser Nordbahnhofe anlangenden Zuges waren nicht wenig überrascht, aus dem — Packwagen eine kolossale Negerin heraussteigen zu sehen, der ihre Körpermasse nicht gestattet hatte, in einer einfachen Abteilung Platz zu nehmen. Die unter dem Namen Prinzessin Campbell von Toronto bekannte schwarze Dame wiegt nicht weniger als 236 kg. Ihre Arme haben einen Umfang von 75 cm, ihre Brust einen solchen von 2,10m und ihre Taille von 1,80 m; an dem Knöchel haben die Beine 61 cm Umfang. Die „Prinzessin," die eine tiefschwarze Hautfarbe hat, zählt 34 Jahre und liebt trotz den Schwierigkeiten, die das Fahren für sie mit sich bringt, leidenschaftlich das Reisen. So hatte sie sich auch zur Weltausstellung nach Chicago begeben, wo sie den ersten — Schönheitspreis, wohlverstanden für farbige Damen, errang.

Humoristisches.

Zeitungshumor. Sehr hübsch wird der „Freiburger Zeitung" vom 1. Sept. aus Schweigmatt geschrieben: „Mit unbewaffnetem Auge standen vor dem Beschauer auf der Terrasse des Kurhotels in scharfen Umrissen die Alpen vom Uri-Rotstock bis hinunter zur Bluemlisalp." — Der „General-Anzeiger" in Essen (Nr. 201) teilt mit: „Im Restaurant Biermann konzertiert am Samstag von 9 Uhr abends an die Pionierkapelle des 20. Infanterie-Regiments aus Metz." Das Regiment muß gut gestellt sein, wenn es sich außer seinem eigenen Musikkorps noch eine Pionierkapelle halten kann. — Aus Bochum wird dem General-Anzeiger für Bonn und Umgegend" vom 1. Sept. geschrieben: „Von dem Bochumer Verein wurde eine Glocke für den Berliner Dom gegossen. Dieselbe ist drei Meter hoch, hat am Rande eine Dicke von 25 Centimeter und wiegt 11 000 Kilo. Die Inschrift lautet: Eis ist Not." Eis ist allerdings sehr nötig, das braucht aber doch nicht gerade durch die Inschrift einer Glocke verkündigt zu werden. (Aus dem Briefkasten des Kladderadatsch.)

Gelungene Operation. „Haben sie das 20 Mark-Stück wieder bekommen, das Ihr Junge verschluckt hatte?" — „Nein — der Professor hats gleich behalten."

Falsch verstanden. Lehrer: „. . . Also, der große Kurfürst kämpfte am Rhein gegen die Franzosen; da fielen ganz unvermutet die Schweden in die Mark Brandenburg und hausten dort fürchterlich. Was thaten die Schweden, Moritz?" — Moritz: „Eingefallen sind se in die Mark und — —" — Lehrer: „Nun, und?" — Moritz: „Und hausiert haben se ferchterlich!" (Fl. Bl.)

Litterarisches.

— Friedrich Rückerts Werke in 6 Bänden. Herausgegeben von Professor Dr. Konrad Beyer. Mit einer biographischen Einleitung. Broschiert: Ladenpreis M. 4.80. In 6 eleganten Leinenbänden. Ladenpreis M. 8.—. Feine Ausgabe auf starkem Papier. In 3 eleganten Halbfranzbänden: Ladenpreis M. 9.50. Verlag von Gustav Fock, Leipzig. Der Herausgeber dieser Ausgabe, der Hofrat Professor Dr. Konrad Beyer in Stuttgart, ein Schüler Rückerts und sein bekannter Biograph, sagt im Vorwort u. a.: „Die vorliegende Volksausgabe vindiziert sich den Vorzug, die einzige authentische, gewissermaßen die von Rückert selbst autorisierte Ausgabe zu sein. Nicht eine Zeile von denjenigen Gedichten wurde unterdrückt, die Rückert der Aufnahme in eine Gesamtausgabe für würdig erachtet haben dürfte, wohl aber mußte ich dasjenige beiseite liegen lassen, worauf der Dichter selbst keinen sonderlichen Wert gelegt hat. Aber trotz dieser zielbewußten Auslassungen kann sich die neue Ausgabe rühmen, vollständiger, umfassender und inhaltsreicher zu sein als alle seitherigen Ausgaben, da sie den Lyriker, Epiker und Didaktiker in seiner Totalität in leicht übersehbarer Anordnung dem Blicke der Nation vermittelt. Ohne durch die Ueberfülle des Stoffes zu erdrücken, giebt sie thatsächlich den ganzen Rückert, wie er lebte und webte, und — wie er fortleben soll. Ein wichtiger Vorzug dieser Ausgabe dürfte insbesondere auch darin sich finden, daß sie die besten Lyriken Rückerts bietet, die seither keiner Ausgabe und keinem Herausgeber zugänglich waren, und die nunmehr in ihrer klassischen Schönheit gerechtes Aufsehen erregen werden."

— „Hausschatz des Wissens". (Verlag von J. Neumann, Neudamm.) Vom „Hausschatz des Wissens" hat eine neue, zweite Subskription zu erscheinen begonnen. Dieselbe wird herausgegeben in 192 Wochenlieferungen zum Preise von je 50 Pf. Der „Hausschatz des Wissens" ist eine wohlfeile Hausbibliothek in vornehmster Form und stellt dar eine Sammlung von gemeinverständlichen Werken, welche das allgemeine Wissen umfassen und zu billigsten Preisen bei bester Qualität des Gebotenen auf den Büchermarkt gelangen. Das Generalregister ist derart angelegt, daß der „Hausschatz des Wissens" auch als Nachschlagewerk bestens zu benutzen ist. In der Sammlung erscheinen folgende Werke über unser Wissen von der Natur: Abteil. 1. Entwickelungsgeschichte der Natur (Bd. 1 und 2). Abteil. 2. Die Physik (Bd. 3 und 4). Abteil. 3. Die Chemie (Bd. 5). Abteil. 4. Das Mineralreich (Bd. 6). Abteil. 5. Das Pflanzenreich (Bd. 7). Abteil. 6. Das Tierreich (Bd. 8 und 9) und nachgenannte Werke über unser Wissen von der Menschheit: Abteil. 7. Länder- und Völkerkunde (Bd. 10 und 11). Abteil. 8. Geschichte der Menschheit (Weltgeschichte, Bd. 12 u. 13). Abteil. 9. Kunstgeschichte nebst Geschichte der Musik und Oper (Bd. 14). Abteil. 10. Geschichte der Weltlitteratur nebst einer Geschichte des Theaters aller Zeiten und Völker (Bd. 15 und 16), zum Schlusse: Abteil. 11. Gesamtregister (Bd. 17). Gratiszugabe für die Abnehmer der ganzen Sammlung. — Die ersten neun Hefte, welche uns vorliegen, enthalten den Anfang von: Das Tierreich von Dr. L. Heck, Paul Matschie, Prof. Dr. v. Martens, Bruno Dürigen, E. Krieghoff und Dr. L. Staby. Das Tierreich ist gemeinverständlich abgefaßt und für den Selbstunterricht unterhaltend geschrieben. Es beschäftigt sich nicht allein mit der Systematik, sondern es werden auch die Beziehungen zwischen Bau und Leben erörtert und aus diesem Gesichtspunkte die Tierwelt in ihren mannigfachen Formen nicht bloß kennen, sondern auch erkennen und verstehen gelehrt. Die beigegebenen Abbildungen sind von den ersten Tiermalern der Gegenwart künstlerisch ausgeführt.

Verantwortliche Redaktion: Otto Reuß in Karlsruhe.

Druck und Verlag von Otto Reuß in Karlsruhe, Hirschstraße.